

Nr. 169. Bromberg, den 10. August 1928.

Sohr der Knecht

ROMAN von ARNO FRANZ

(Schluß.)

Nach diesen einleitenden Worten, von denen die „fünfzehn Jahre Zuchthaus" erschreckend wirkten, ging er dann die einzelnen Zeugenaussagen durch und zeichnete ein wenig erfreuliches Charakterbild des Angeklagten.

„Kann man," rief Völker, „dem Angeklagten eine derartig schwere und verabscheuungswürdige Tat zutrauen? Das ist die Frage !— Nach meiner Überzeugung: Ja! Vergegenwärtigen wir uns sein Gehaben vor, während und nach der Tat — wir bekommen ein häßliches Bild. In seiner maßlosen Überhebung und grenzenlosen Eigenliebe achtete er vor kurzer Zeit nicht einmal den Ernst der Stunde, die doch gerade für ihn keine leichte sein dürfte. Wie er dem Herrn Vorsitzenden entgegentrat, haben wir alle gehört. — Wie hat er den Zeugen Voigt traktiert? Rücksichtslos zu Boden geschlagen hat er ihn. Er hat ihn um Stellung und Brot gebracht. — Wie hat er sich dem Gemeindevorsteher gegenüber betragen? Nichtachtend und anmaßend! Wie seiner Herrin gegenüber, die er auf offener Straße stehen ließ, weil seinem Willen nicht entsprochen werden konnte? — Und dann am Tage der Tat! Seine Brieftasche wird gefunden, sein Feuerzeug! Er reklamiert es als das seine. Gestohlen sei es ihm worden, um von jenem großen Unbekannten am Tatorte niedergelegt zu werden. Eine Behauptung ohne jeden Beweis und eine plumpe Verdächtigung Dritter! Harmlosen Menschen gegenüber bekundet er Mut, aber eine Tat einzugestehen, findet er keinen. Er bleibt am Erntedankfeste zu Hause. Er hat nichts zu danken. Er arbeitet. Er schickt den einzigen Mitbewohner fort. Er geht spazieren. Niemand sieht ihn. — — — Meine Herren! An einem Sonntage, in einer Tausende von Hektaren großen Flur, auf kilometerlangen Wegen, am hellen lichten Tage sieht ihn niemand und begegnet ihm niemand. Kein Mensch vermag zu sagen, wo er war — von achtzehnhundert Einwohnern nicht einer. Niemand!!"

„Ich!"

Wie aus Wolken klingt dieses Ich.

Und noch einmal klang es: „Ich; — ich kann es sagen."

Hochaufgerichtet stand jene Dame in Schwarz, die diese Worte gesprochen, an der Brüstung des Zuschauerraumes.

„Wer sind Sie?" rief ihr der Vorsitzende zu.

Da schlug sie den Schleier zurück.

„Margret," schrie Sohr. — In diesen Worten war Schrecken und Grauen. — Was tun Sie?!"

Aber Fräulein Kerst hob die Hand. Zwingend ruhten ihre Augen auf ihm. „Ich will es," sagten sie. Dann wendete sie ihr geisterbleiches Gesicht den Richtern zu.

„Er — war — bei — mir!"

Lautlos brach Frau Kaden zusammen.

Sohr verbarg sein Gesicht in den Händen. Gewissensqualen, Zwiespalt und Entsetzen rüttelten seinen Körper. Herrgott, das Wunder, stöhnte seine Seele, schicke das Wunder — sie schwört einen Meineid.

Es herrschte eine unbeschreibliche Erregung unter den Anwesenden. Niemand saß mehr auf seinem Platze. Geschworene, Staatsanwalt und Richter standen gestikulierend beieinander. Der Verteidiger suchte den Angeklagten aufzurichten. Hinzelmann weinte laut. Kaden und einige andere trugen Frau Carla hinaus.

Das Bild war ungewöhnlich.

Da starrt — hastig und erregt ein Gerichtsdiener zum Vorsitzenden.

Er mußte etwas Besonderes gemeldet haben, denn augenblicklich rief der Vorsitzende in das Stimmengewirr hinein:

„Ich unterbreche die Verhandlung um zehn Minuten. Niemand hat sich zu entfernen."

Die Gerichtsdiener traten an die Ausgänge. — Er winkte dem Verteidiger zu und verließ mit diesem, den beiden Beisitzern, den Geschworenen und dem Staatsanwalt den Saal.

Auf dem Korridor sahen sie sich einem Herrn gegenüber, der ihnen eine Aktentasche entgegenhielt.

„Ich bringe Aufschluß über den Brandstifter," sagte er. „Es ist Alois Voigt aus Finkenschlag. Hier sind die Beweise," damit übergab er dem Vorsitzenden die Mappe.

„Und früher war das nicht möglich?" erwiderte dieser ärgerlich.

„Nein," sagte der andere. „Erst der heutige Tag brachte die Abwesenheit Voigts und seiner Wirtin und damit die Möglichkeit der unauffälligen und gründlichen Durchsuchung seiner Wohnung. Allerdings glaubte ich bestimmt, noch vor Eröffnung der Verhandlung zur Stelle sein zu können. Trotzdem ich mir schon für den zeitigen Vormittag ein Auto nach Finkenschlag bestellte, war es mir leider unmöglich."

„Mit wem haben wir übrigens das Vergnügen," frug der Vorsitzende.

„Detektiv Ostheim, Herr Landgerichtsdirektor."

„Ah, Sie sind Ostheim," sagte der Vorsitzende. „Manches Gute gehört, freue mich, Sie kennenzulernen. — Bitte, meine Herren, wollen wir nicht hier eintreten? — Er öffnete das Beratungszimmer und ging voran.

Ostheim erstattete Bericht: „Ich bin im Auftrage des Herrn Sohr durch Herrn Kaden in diese Sache bestellt worden," begann er. „Als erster Hofmeister war ich pro forma auf dem Kadenschen Gute tätig, als zweiter wurde Voigt wieder angenommen. Ich habe mich sofort mit ihm angefreundet und im Laufe weniger Tage schon die Überzeugung gewonnen, daß er kein einwandfreier Mensch ist. Herr Kaden unterrichtete mich über Voigts Vorleben, insbesondere über seine Betrügereien und Durchstechereien. Ich bin den Dingen nachgegangen und fand jede einzelne Angabe bestätigt. Auch die Tatsache ist richtig, daß Sohr nur durch einen Boxhieb verhindern konnte, Kadenschen Weizen am Halm zu verkaufen und sich dabei die Hände zu waschen. — Sie sehen sich unwissend an, meine Herren, die Angelegenheit ist wohl gar nicht zur Sprache gekommen?"

„Nein," antwortete der Vorsitzende.

„Ich habe mir gestattet, jeden einzelnen Punkt zu fixieren. Sie finden einen ausführlichen Schriftsatz in der Mappe. — Das Feuer ist vom Garten, also von der Rückfront aus angelegt worden. Der Täter hat zwei Balken im ersten Stockwerk angebohrt. Da die Mauern noch nicht eingerissen werden konnten oder durften, stehen die Balken noch, Augenscheinsnahme ist also gegeben. Den verwendeten Zentrumsbohrer fand ich in Voigts Wohnung. Die in der Mappe befindlichen Nachschlüssel ebenfalls. Sie passen zu Hinzelmanns Garten und Haustür."

Ostheim mahnte: „Bitte recht vorsichtig, Herr Direktor. Am Holzgriff des Bohrers befinden sich nämlich ganz prachtvolle Handabdrücke. Es wäre schade, wenn die überzeugenden Beweise verwischt würden."

Lächelnd bemerkte der Staatsanwalt: „Ist denn Voigt schon daktyloskopisch photographiert worden?"

„Das nicht, Herr Staatsanwalt. Er hat es aber selbst besorgt. Und ein Wunder ist es zu nennen, daß die Photographie noch vorhanden und wohlerhalten ist."

Die Herren sahen sich erstaunt an und Ostheim fuhr fort: „Würden Herr Direktor mir die kleine Skizze gestatten, die dem Schriftsatz beigefügt ist?"

„Bitte, Herr Ostheim."

Der nahm sie in Empfang und breitete sie auf dem Tische aus. „Darf ich erklären, meine Herren," sagte er. „So also sieht die Brandstätte aus. Das ist die Rückfront, das die Hofseite. Hier ist der Aufgang zum Boden, der übrigens zur Zeit der Tat verschlossen war. Die Tür ist mit einer Axt eingeschlagen worden. Das ganze Gebäude war Lehmfachwerk. Das hier sind die zwei durchbohrten Balken. Das Schwarzschraffierte zwischen den beiden Balken ist ein Stück Lehmwand. — Am Tage vor der Tat hat es geregnet, der Lehm war am Tage der Tat noch feucht und angeweicht. Derselbe Mensch nun, meine Herren, der diesen Bohrer, den ich unter einem Schranke in Sohrs Wohnzimmer fand, in der Hand gehabt hat, hat auf diesem Stückchen Wand hier seine Hand photographiert. Der Eindruck ist ungewöhnlich scharf sichtbar. Beide Hände sind identisch und beide gehören Herrn Voigt, der die Freundlichkeit hatte, mir seinen Handabdruck gelegentlich eines Gespräches über Verbrecheridentifizierung zur Verfügung zu stellen."

„Nette Bescherung hätte das geben können, Herr Staatsanwalt," wendete sich der Vorsitzende an diesen, „wenn die Unterbrechung nicht gekommen wäre."

„So schon Bescherung genug," sagte Völker.

„Gar nicht! Sie haben ja noch keinen Antrag gestellt. Davor hat sie das famose Mädel in Schwarz bewahrt. Ich beobachtete sie übrigens schon während der ganzen Verhandlungsdauer."

„Ich auch, Herr Direktor."

Der Vorsitzende reckte sich in den Schultern und sah nach der Uhr: „Die zehn Minuten sind um, meine Herren. Zur Sache! Vertagung auf unbestimmte Zeit? — Einverstanden?"

Ein allgemeines „Jawohl" antwortete, nur der Verteidiger sagte: „Aber Haftentlassung, Herr Direktor."

„Sofortige?"

„Ich würde den Antrag stellen."

„Das halte ich aus taktischen Gründen für unrichtig. Immerhin können Sie Ihrem Mandanten erklären, daß eine Entlassung in ein oder zwei Stunden erfolgen würde. — Voigt behalten wir natürlich da. — Herr Ostheim ist wohl so freundlich, sein Beweismaterial Herrn Oberstaatsanwalt Schwerdtfeger zu überbringen und ihm Bericht zu erstatten. Zimmer 21, Herr Ostheim. — Bitte zu bestellen, ich würde in fünf Minuten zugegen sein."

Ostheim ging den Korridor entlang. Vor dem Zeugenzimmer stand Kaden. „Alles allright," rief er ihm zu und schritt weiter. Mit verbissenem Gesichte blickte ihm Kaden nach. Was kümmerte ihn das jetzt. Ein Schuft war Sohr ja doch!

Die übrigen Herren betraten den Saal. Alle nahmen sie ihre Plätze ein und der Vorsitzende begann. „Wegen weiterer sich nötig machender Erhebungen wird die Verhandlung auf unbestimmte Zeit vertagt. Der Angeklagte bleibt vorläufig in Haft und der Zeuge Voigt ist wegen einer Sonderbefragung auf Zimmer 21 vorzuführen."

Damit war der Termin zu Ende. Der Raum leerte sich. Gestützt von seinem Wärter, wankte Sohr aus dem Saale.

Als er an Kaden vorbeikam, sah er ihn müde und verloren an. Wie ein Sterbender, dachte Kaden und konnte sich nicht enthalten zu sagen. „Warum haben Sie uns das getan, Sohr?"

Der aber antwortete tonlos, als koste es ihm das letzte bißchen Lebenskraft: „Ich — habe — Euch — nichts — getan," und wankte weiter.

Da trat aus einem Seitengange Fräulein Kerst auf Kaden zu.

„Er spricht die Wahrheit, Herr Kaden. Sie dürfen ihm glauben." — Das sagte sie in ihrer einfachen schlichten Art und deshalb so überzeugend, daß ein Zweifel unmöglich war. Und Kaden kam das Ungeheuerliche zum Bewußtsein.

„Dann hätten Sie ja einen —," er konnte das Wort nicht aussprechen.

Fräulein Kerst nickte. „Ja, das hätte ich getan für ihn und — eine andere."

„Mit dieser Hand," sagte Kaden und drückte seine Lippen auf ihre Rechte. In seinen sonst so kalten grauen Augen schimmerte es feucht. Sie waren voller Glanz. Tausend goldene Sternchen blinkten in den Tränen, die in ihnen aufstiegen. — „Daß Sie diesen Verdacht von ihm nahmen und mich auf meine alten Tage noch an Opfermut und Seelengröße glauben lassen, das — das danke ich Ihnen bis — bis in den Tod."

Und er küßte Margrets Hand zum anderen Male.

„Wir tun, was wir müssen, Herr Kaden. Schuldig vor unserem Gotte werden wir nur dann, wenn wir es nicht tun. Der Menschen Urteil und des Gesetzes Strafe hätt' ich zu tragen gewußt. Ich konnte nicht anders."

„Und nun, Fräulein Kerst?"

„Möchte ich Sie bitten, mich zu Frau Kaden zu führen. — Ein paar Worte nur. — Bitte."

Schweigend öffnete Kaden die Tür zum Zeugenzimmer. Auf einer Bank saß die Herrin von Finkenschlag, die Hände vor dem Gesicht und weinte. Immer wieder flüsterte der zuckende Mund: „Mein junges Glück — mein junges Glück."

Da trat Margret leise zu ihr hin und legte die Hand auf ihre Schulter. — „Es wird Ihnen — das Glück."

Frau Kaden richtete sich auf und als sie die Frau vor sich sah, die ihr dieses Glück zerschlagen, standen Angst und Entsetzen vor neuem Furchtbaren in den Zügen. Eines Wortes war sie nicht fähig.

„Ich habe Ihre Liebe gesehen, gnädige Frau und — seine auch," sagte Fräulein Kerst, „und habe sie als wahr empfinden müssen. Schon früher, schon immer, nur habe ich die Augen zugemacht bisher. Ich wollte sie nicht sehen, heute mußte ich es. — Ich bin Ihnen gegenüber schuldig geworden nicht so, gnädige Frau, wie Sie denken — ich neidete Ihnen die Liebe, ich suchte ihn, ich stellte mich absichtlich zwischen Sie und ihn, ich glaubte und hoffte — und irrte! Heute nun wollte ich meine Schuld an Sie und auch an ihn abtragen. Nehmen Sie es als geschehen hin. Bei meinem Vater, zu dem ich gehe, will ich täglich für Sie beten. — Nur eine Bitte noch, Frau Kaden, habe ich an Sie. Wenn Sie mir die erfüllen möchten —"

„Ich will."

„Diesen Ring, Frau Kaden — noch meine Mutter schenkte ihn mir — soll er mir zum Andenken neben dem Ihren tragen. Ich kann und darf ihn ja nicht noch einmal sprechen, den ich — —." Ihre Stimme versagte. Sie wendete sich ab.

Frau Kaden hielt den Ring in der Hand. Ein Sonnenstrahl huschte über den dunkelroten Rubin, der im Lichte war wie ein Tropfen hellen Blutes.

„Wenn er den meinen nimmt," sagte sie leise, „soll auch der Ihre an seinem Finger sein."

Mit einem schluchzenden „Dank" ging Fräulein Kerst hinaus.

*

„Ich kann Ihnen die erfreuliche Mitteilung machen, verehrte Herrschaften, daß mein Mandant in zehn Minuten frei sein wird," sagte der Anwalt, der kurz nach Fräulein Kersts Weggang das Zimmer betreten hatte. „Wenn Sie ihm gratulieren wollen, bin ich gern bereit, Sie zu führen."

„Mein lieber Herr Rechtsanwalt," antwortete Kaden, der sich schon wieder ganz in der Gewalt hatte, „bei dem Gratulieren glaube ich, bin ich schon zuviel."

„Ja so — dann, ja dann bitte ich sehr um Entschuldigung. — Wissen denn die Herrschaften den Weg?"

„Leider nicht oder Gott sei Dank nicht! Man weiß hier wirklich nicht, wie man sagen soll."

„Also zum Hauptausgang hinaus, rechts die Straße entlang, bis zum ersten Eisentor in der Steinmauer. Da müssen Sie warten bis —. Na ja."

„Vielen Dank, Herr Rechtsanwalt."

„Aber ich bitte! — Habe die Ehre, gnädige Frau! Wiedersehen, Herr Kaden."

*

Am ersten Eisentor in der Steinmauer standen Frau Carla Kaden und ihr Schwager Herro.

Sie warteten. — Frau Carla mit klopfendem Herzen, einen Strauß roter Rosen im Arm — er in jener Stimmung, wie sie Menschen beseelt, die einen Lebenswunsch erfüllt sehen.

Da schlug im Hofe hinter der Mauer eine Tür zu und wenige Minuten später öffnete sich das Außentor.

Sohr trat auf die Straße.

Er sah die beiden stehen, die Frau mit den Rosen und Kaden barhäuptig und sah die Frau langsam auf sich zukommen: Wie das Glück, wie die Freude wie ein süßseliges Bejahen.

„Das Wunder! — Gott — dein Wunder," flüsterten die Lippen.

Da stand Frau Kaden ganz nahe vor ihm.

Wie vor Stunden wieder ruhten ihre Augen ineinander, hielten sich ihre Blicke fest, bis sich ihre Häupter senkten zu stillem Grüßen.

Wortlos, mit zitternden Händen, reichte sie ihm die Rosen hin und ebenso nahm sie Sohr in Empfang. Dann ergriff sie seine Rechte und schob ihm den Ring auf den Finger.

Sohr sah nieder auf den schmalen Goldreif mit dem roten Stein.

„Margrets Ring! — An meiner Hand?"

„Sie gab ihn mir — — für dich zu liebem Gedenken und bat: Du möchtest ihn tragen — neben dem meinen."

Sohrs Stimme klang wie Jubel und Weinen, als er sagte: „So — gib mir — den deinen — Carla."

—: Ende :—

Albrecht Dürer und der Osten.

Von **Eduard Feikner.**

II.

Daß Albrecht Dürer am Oberrhein, in Norditalien und in den Niederlanden war, ist von ihm selbst bezeugt; daß er nicht nur einmal in Italien und ferner in Wittenberg geweilt haben mag, kann aus manchen, wenn auch genug unsicheren Anhaltspunkten geschlossen werden. Nun aber wird mancherseits in einer Hinsicht sehr wagemutig angenommen, daß er auch in Krakau gewesen sei, in der damals künstlerisch mächtig aufstrebenden polnischen Königsstadt, von der man in Nürnberg nur rühmlich gesprochen haben dürfte. Aber uns lassen jegliche schriftliche Quellen im Stich, weder von Dürer selbst, noch von anderer Hand oder aus irgendwelchen Amtsbüchern sind diesbezügliche Andeutungen zutage getreten. R. F. Kaindls Mutmaßung, der junge Dürer sei während seiner Wanderjahre 1490 bis 1494 mit einem Anverwandten, dem aus Rothenburg o. d. Tauber stammenden Buchdrucker Johann Haller auch nach Krakau gekommen, trifft gewiß nicht zu. Ebensowenig, wie es unwahrscheinlich ist, daß er bei dieser Gelegenheit einen Abstecher zu den Verwandten nach Großwardein, Gyuala und Düren gemacht habe, wie es seine ungarischen Freunde der jüngeren Vergangenheit gern wahr haben möchten. So viel Zeit stand dem lernbegierigen jungen Künstler, wie wir wissen, nicht zur Verfügung, in Süddeutschland, einschließlich der Schweiz, und in Oberitalien galt es für ihn ungleich Wichtigeres zu holen, als monatelanges Tippeln durch künstlerisch unwesentliche Landschaften, für welche man die östlichen Gebiete trotz Krakau und Ofen, damals wie heute halten muß.

Sein Ruf dürfte indes früh genug nach dem Osten gedrungen sein. Man denke vor allem an den regen Wechselverkehr zwischen den beiden Kunststädten Nürnberg und Krakau in damaliger Zeit! Zum mindesten werden Dürers graphische Erzeugnisse vielfach nach dem Osten — nach Böhmen, Schlesien, Polen und Ungarn — gelangt sein. Im Jahre 1507 erhielt er von dem Krakauer Patrizier Jost Schilling einige Aufträge. Im Jahre 1508 verkauft er dem Bischof von Breslau ein Marienbild für 72 Gulden. Während seines Niederländischen Aufenthalts porträtiert er mit Kohle einen Bernhard von Breslau, einen Lukas von Danzig und einen Hans Pfaffrat aus derselben Stadt, wofür er von jedem einen Gulden bekam. Endlich erhielt er von einem Andreas von Krakau für ein Kinderköpflein und ein Wappenschild einen Philippsgulden. Von diesen Guldensachen ist wohl kaum eine Spur mehr in der Welt vorhanden. Wer weiß, ob sie von ihren Besitzern überhaupt nach der Heimat gebracht wurden. Hingegen vermutet man mit großem Recht, daß die „Madonna mit der Schwertlilie" im Rudolphium zu Prag das Bild sei, welches Dürer an den Bischof von Breslau geliefert habe. In der Tat trägt dieses Bild neben dem bekannten Monogramm Dürers die Jahreszahl 1508. Es wird jedoch als keine eigenhändige Arbeit des Meisters, sondern als ein Werkstattbild, hauptsächlich von Gesellen ausgeführt, betrachtet. Ihm sind doch aber viele innige, ganz Dürerische Reize zu eigen; wenn nicht mehr, so dürfte der Meister bei diesem Bilde besonders eifrig gewacht und nachgeholfen haben.

Fadenscheinig genug sind also die Nachweise über Albrecht Dürers unmittelbare Beziehungen zum Osten. Nun wissen wir aber, daß zwei Brüder des Altmeisters, der Maler Hans und der Goldschmied Andreas Dürer, in Krakau gelebt und geschaffen haben. Es ist nicht zu erweisen, wer und was namentlich Hans Dürer bewogen haben mag, in die Fremde zu gehen. Es wird mancherlei Umstand mitgespielt haben: erstens dürfte er sich nach dem Tode seines Bruders Albrecht (6. April 1528), unter dessen Führung er sich anscheinend immer durchaus wohlgefühlt hatte, plötzlich sehr verlassen und beschäftigungslos gefunden haben; zweitens mochte hieraus der natürliche Wunsch nach einer gesicherten Existenz erwachsen sein, die er in deutschen Landen, wo es Maler übergenug gab, kaum zu finden geglaubt haben mag; drittens aber dürfte der Anverwandte Johann Haller in Krakau ihn mit einigen Versprechungen nach der ungemein kunstlebendigen Wawelstadt gelockt haben. Es ist bemerkenswert, daß er, solange sein Bruder Albrecht noch lebte, nicht nach dem Osten ging. Allerdings schlug er es nicht aus, dorthin Arbeiten zu liefern. Im Krakauer Nationalmuseum befindet sich ein heiliger Hieronymus von ihm aus dem Jahre 1526, ein kleines und nicht sehr wertvolles Ölbild, das vielleicht einmal Hallersches Eigentum war. Diese Arbeit dürfte an sich kaum zu seiner Empfehlung bei Hofe beigetragen haben. Vielmehr ist anzunehmen, daß im wesentlichen der Ruhm seines ungleich bedeutsameren Bruders die Aufmerksamkeit auf Hans Dürer gelenkt habe. Jedenfalls ist es Tatsache, daß dieser ab 1529 in Krakau weilt, königlicher Hofmaler wurde, zu Wohlstand gelangt und im Jahre 1538 daselbst stirbt. Es scheint, als ob die notgedrungene Selbständigkeit von großem Segen für das künstlerische Schaffen Hans Dürers gewesen sei. Vor allen Dingen hatte er die Gemächer des neuen Königsschlosses malerisch auszuschmücken, gemeinsam mit einem Maler namens Blasius. Aber nebenher malte er freilich auch anderes, ihm wird z. B. das tüchtige Bildnis des Bischofs Peter Tomicki, welches sich im Kreuzgang der Franziskanerkirche zu Krakau befindet, zugeschrieben. Ferner ist nachweisbar, daß er einen farbigen Entwurf zu dem silbernen Altar des Königs Sigismund I. in der Sigismundkapelle am Dom auf dem Wawel angefertigt hat. Die ziemlich gute Ausführung des malerischen Teils daran aber bestreitet man ihm merkwürdigerweise. Hans Dürer ging gern in die Darstellungsweise seines vorbildlichen Bruders auf. Die Bilderfolge des silbernen Sigismundaltars ist fast eine genaue Wiederholung der großen Passion Albrecht Dürers. L. Lepszy möchte daran gern Straßburgische Einflüsse erkennen wollen. Aber ein Meister aus dieser Gegend kann in Krakau nicht nachgewiesen werden. Und wird der König von seinem Hofmaler sich Entwürfe vorlegen lassen, um die Ausführung dann einem andern und unbekannten anzuvertrauen? Das ist höchst unwahrscheinlich. Hans Dürer ist künstlerisch gar nicht so unbedeutend, wie ihn die Zunft der Kunstgeschichtler mit einer eigentümlichen Beharrlichkeit hinzustellen pflegt. Freilich darf man seine Begabung nicht immer gleich mit dem Genie seines Bruders vergleichen, das ist eine wenig gerechte Gewohnheit. In andern Fällen verfährt man ja auch nicht so. Sind doch zumal die Bilder, die vereinzelt allenthalben in Deutschland mit der Signatur H. D. auftauchen und Hans Dürer unbeanstandet zugeschrieben werden, keineswegs künstlerisch so gering, daß man sie mit einer abfälligen Handbewegung übergehen darf. Sein Bildnis des Bischofs Tomicki in Krakau soll als Maßstab für seine Kunst dienen.

Von Andreas Dürer, dem Goldschmied, ist nicht viel mehr bekannt, als daß er im Jahre 1530 oder 1532 seinem jüngeren Bruder Hans nach Krakau folgte, wo er anscheinend eine bessere Existenz zu finden versuchte. Aber der Rat zu Nürnberg hatte ihm die Genehmigung zur Übersiedlung nicht erteilt; im Gegenteil, er zwang ihn zur Rückkehr und Andreas ist ab 1534 wieder in der Heimat. Noch einmal machte er sich jedoch nach dem Osten auf, 1538, weil er angeblich in Krakau viele Außenstände einzuholen, vielleicht aber nur seinen eben verstorbenen Bruder Hans zu beerben hatte. Diesmal trug er mit sich ein Empfehlungsschreiben des Rates von Nürnberg an den König von Polen. Ob er nun längere Zeit hier verblieb und etwa sein Handwerk ausübte, ist nicht zu ergründen. Irgendwelche Arbeiten von ihm sind weder in Nürnberg noch in Krakau bekannt, wie auch seinem Vater kein Werk nachgewiesen werden kann. Es war in der Goldschmiederei nicht Brauch, daß jeder Meister sein besonderes Zeichen führte womit er seine Arbeiten versah. Nur ganz selten stoßen wir auf ein solches und selbst in diesen Fällen gibt es ein schwieriges Rätselraten. Ob Andreas Dürer eine Berühmtheit gewesen ist, weiß man nicht; Lepszys Vermutung, die silbernen Renaissanceleuchter in der Sigismundkapelle auf dem Wawel und ferner das mit Silber beschlagene Trinkhorn der Bergknappen von Wieliczka seien Arbeiten des Andreas Dürer, kann lediglich Vermutung bleiben. Nichtsdestoweniger darf angenommen werden, daß er auf Empfehlungen seines Bruders Hans und des Buchdruckers Haller neben privaten auch Hofaufträge erhielt. Er starb in Nürnberg im Jahre 1555.

Albrecht Dürer hat mittelbar noch weiteren Einfluß auf das Kunstleben in Krakau gehabt. Z. B. durch seinen Freund und Mitarbeiter Hans Süß von Kulmbach und vielleicht auch durch den aus Kitzingen in Unterfranken stammenden Michael Lenz oder Lanz, der Nürnberger Schule verrät. Von diesem befindet sich in der Krakauer Marienkirche eine Bekehrung des hl. Paulus, von jenem aber besitzt Krakau nicht weniger als 17 ganz einzig schöne größere und große Tafeln. Und was ist es mit der auffallenden Dreifaltigkeit von Hans Zimmermann, Czimerman oder Carpentarius von Iglau im Krakauer Nationalmuseum, das böhmisch und nürnbergisch zugleich anmutet und Gott-Vater in einer Haartracht darstellt, wie wir sie an Albrecht Dürer kennen, vorzüglich auf dessen Selbst-

bildnis vom Jahre 1500? Wahrlich, es sind merkwürdige Spuren, die wir auf einem Gang mit Albrecht Dürer nach dem Osten gewahren. Wir werden sie wohl nie bis zu Ende verfolgen können. Sie münden leider in ein undurchdringliches Dunkel. Aber der Weg ist reizvoll und belehrend genug, daß Kunst keine Grenzen kennt und keinen Hader. Sie verschenkt sich selbstlos und wahllos und da sie ohne Volk, aus dem sie kommt und wächst, nicht denkbar ist, so ist es im Grunde das Volk, das sich verschenkt. Es ist von Gott dazu auserlesen.

Zu Dr. Eckeners 60. Geburtstage

am 10. August 1928.

Von Professor **Ottomar Enking.**

Die Schule ist wie eine Kapsel, in der die Samenkörner beieinander liegen. Es kommt die Zeit der Reife; die Kapsel springt auf, und die Samen werden hier- und dorthin verstreut. Und unter den verschiedenen Lebensbedingungen, aber auch nach der den Körnern innewohnenden ganz verschiedenen Lebenskraft bilden sich die Pflanzen; die einen klein und früh verkümmernd, die andern herrschend und neue Frucht tragend.

Als Hugo Eckener, der hochgewachsene, breitschulterige Jüngling mit dem ernsten, fast schon harten Antlitz Ostern 1889 nach vorzüglich bestandener Abgangsprüfung das Gymnasium seiner Vaterstadt Flensburg verließ, da wußten wir, seine Mitschüler, daß er noch einmal etwas Besonderes würde. Er genoß seines unbeirrbaren Gerechtigkeitssinnes, seines Mutes und seiner Lauterkeit wegen unsere uneingeschränkte Achtung. Zwar verschloß er sich nicht den Jugendfreunden, indes er blieb maßvoll und von natürlicher Selbstzucht. Wo er auf Spuren niedriger Gesinnung stieß, da brauste er heftig auf und sagte seine Meinung über derlei unverhohlen; seine Kritik war scharf, traf jedoch den Nagel auf den Kopf, und man beugte sich seiner Meinung, denn er hatte das Talent streng logischer Beweisführung, und nichts war ihm mehr zuwider, als ein oberflächliches und flaues Wesen. Seine angeborene Führergabe zeigte sich auf den Segelfahrten, die wir auf der Flensburger Reede unternahmen. Wenn Zeus — das war Eckeners bezeichnender Kneipname — die eine Hand am Steuer hatte und mit der anderen die Schoten regierte, konnten uns Wind und Wetter nichts anhaben; wir kamen sicher durch die Wellen.

Er war aus echtem niederdeutschen Stamme und ist selbst der typische Vertreter dieses zähen und eigenwilligen Volkes geblieben. Sein Vater starb früh, und seine Mutter, eine gütige Frau, verwaltete die angesehene Tabakshandlung in dem alten Hause nahe der Marienkirche. Sein jüngerer Bruder Alex hat sich als Maler einen hervorragenden Namen erworben.

Nach dem Abitur widmete sich Hugo Eckener philosophischen Studien, verfolgte aber aufmerksam auch unser öffentliches Leben in allen Formen. So entstand, nachdem er von der Universität abgegangen war, z. B. eine Schrift über „Periodische Krisen und Geldmarktsversteifungen", oder es beschäftigte ihn auch „Der Gang des sozialen Differenzierungsprozesses während der beiden letzten Konjunktur-Perioden" (1908). Das sollten Vorbereitungen für ein groß angelegtes Werk auf diesem Gebiete sein. Daneben befaßte er sich mit der Frage unserer künstlerischen und allgemeinen kulturellen Entwicklung. In einem Briefe, den er in jener Zeit an mich schrieb, heißt es: „Das Richtige ist doch, daß unsere Kulturentwicklung und nicht zuletzt unsere Kunst in kaum stark genug einzuschätzendem Grade von der künftigen Gestaltung unserer Gesellschaft ihr Gepräge erhalten wird. Und hier lassen einen jetzt alle Propheten und Philosophen im Stich. Die Haltungslosigkeit und Zerfahrenheit nicht allein bezüglich der werdenden Dinge, sondern auch bezüglich der wünschenswerten Entwicklung ist eine so ungeheuerliche, daß man fast aus jedem Menschen gesprächsweise machen kann, was man will. Ich bin nun der festen Überzeugung, daß wir nicht eher eine wirkliche Kunst und eine Kultur, die mehr als Raffinement und Schliff bedeutet, haben werden, ehe wir klare Lebensideale und -verhältnisse haben, und daß wir unter tausend Fähnlein weiterstreiten werden, bis es dahin gekommen ist. Wie kann heute ein tragischer Held für eine „sittliche Weltordnung" sterben? Wir geben ja — so skeptisch innerlich haltlos sind wir — immer ganz und gar jedem „Individuum" Recht, das sich frei als Übermensch auslebt. Wir haben ohne Zweifel eine hohe Kunst, aber ich kann mir nicht helfen: Wir sind verflucht geistreich, aber man entbehrt (oder ich entbehre) überall in der modernen Kunst den Geist, nämlich die große Idee, die der feste Pol unserer Gedanken ist."

Er hat damals sicherlich noch nicht geahnt, wie sehr er selber dazu beitragen sollte, dem deutschen Volke eine große Idee zu schenken, wenn auch nicht auf dem Felde der Kunst, so doch im Sinne des modernen Geistes, dessen Pflege und Förderung wir uns hingeben müssen, um uns auf Erden eine immer breitere Geltung zu verschaffen.

Das Schicksal fügte es, daß zwischen dem Grafen von Zeppelin und Hugo Eckener eine Freundschaft entstand, auf die wir gar nicht dankbar genug zurückblicken können. Es ist vielleicht gerade gut gewesen, daß Eckener von der Philosophie her zu dem Wunderbau der Technik gelangte. Er, der äußerst fein Empfindliche, hat in dem Gebilde aus Metall und Seide nicht lediglich das Mittel des Verkehrs gesehen, sondern ihn hat von vornherein die menschheitbeglückende Idee beseelt, die darin besteht, daß die Völker keine überflüssigen Schranken mehr zwischen einander dulden und statt dessen ihr Gemeinsames erkennen und sich mitsammen verbunden fühlen.

Von so hoher Warte betrachtet der Weltweise in der Herstellung der Luftschiffe gleich ihren bedeutendsten und eigentlichen Zweck: der Herbeiführung des „ewigen Friedens" zu dienen. Das ist mehr als der noch so schöne technische Gedanke, das ist der Idealismus, der einen Hugo Eckener mit einem Immanuel Kant verknüpft. Hier werden uns geheimnisvolle Zusammenhänge klar, hier spüren wir das Schalten einer uns sonst verborgenen Macht. Von einer Gelehrsamkeit, die für gewöhnlich als den irdischen Dingen abgewendet gilt, mußte die werdende Persönlichkeit Eckeners getragen werden, um imstande zu sein, mit diesem reichen Schatz von Bildung dann die technischen Probleme immer geschickter zu lösen. In diese seine Lebensaufgabe ist er allerdings so hineingewachsen, daß in ihm der Kenner reiner Denksysteme und der Praktiker, der verständnisvolle Benutzer der uns von der Natur dargebotenen Stoffe, zur Einheit wurden.

So ist Hugo Eckener eine ganz einzigartige Erscheinung, und seine geschichtliche Bedeutung ruht darin, daß er nicht als ursprünglicher Fachmann, sondern als Angehöriger einer Wissenschaft vom weitesten Horizonte an die Arbeit ging, die schon völlig neue, nie dagewesene Ziele erreicht hat. Wer denkt dabei nicht an Faust? Der Lebensgenuß der Person spielt in solchem Dasein, wie Hugo Eckener es führt, keine entscheidende Rolle, auch der bloße Tatengenuß nach außen vermag ihm nicht zu genügen, sondern es ist der Schöpfungsgenuß von Innen, in dem er als Organisator seine wirkliche Befriedigung findet.

Gerade auf deutschem Boden und am Ende nur auf diesem konnte eine derartige Gestalt als Symbol der Verschmelzung von Gedanklichem und Realität groß werden.

Dreißig Jahre wohnte Hugo Eckener schon am Bodensee und hatte von 1917 an, also nach dem Tode des Grafen von Zeppelin, die Führung des Friedrichshafener Werkes übernommen und sein Schiff als kluger und energischer Kapitän durch alle möglichen Wechselfälle hindurch gebracht, da machte er die Probe aufs Exempel und bestand sie glänzend, denn er landete im Oktober 1924 nach teilweise schwieriger, aber doch glücklicher Fahrt mit der „Z R III" in Lakehurst.

Und Hugo Eckener kehrte, mit Ehren überladen, aus Amerika zurück, und überall, wo er in Deutschland von seinen Erlebnissen berichtete, wurde ihm mit einer Begeisterung zugejauchzt, wie sie so leicht noch keinen anderen umbraust hat.

Sachlich, ruhig, manchmal herb, nie das eigene Verdienst betonend, bisweilen mit ironischen Lichtern aufblitzend, so spricht er; immer wieder dringt der Skeptiker, der Kritiker bei ihm durch, — es ist eben diese wunderbare Mischung von Wucht und von Reagierfähigkeit auf alle Eindrücke, die seinen Charakter so fesselnd macht. Man fühlt die Unbedingtheit seines Willens, und dabei schwingt für den Seelenkenner doch ein ganz zarter Unterton mit in seiner Rede. Der Ruhm hat ihn nicht verwirrt, und er ist auch der künstlerische Mensch geblieben, der vor allem die Musik liebt, daß er in jungen Jahren einmal sagte: „Wenn ich nach Amerika gehe und mich dort ansässig mache, dann komme ich aus dem Grunde wieder einmal nach Europa herüber, um mir in Deutschland Beethoven vorspielen zu lassen."

Lustige Rundschau

* **Moderne Jugend.** „Als ich in deinem Alter war", sprach der Vater zu seinem sechsjährigen Sohn, „war ich froh, wenn ich trockenes Brot zu essen hatte." — „Da freust du dich wohl sehr", erwiderte der Junge, „daß du jetzt bei uns leben darfst?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.